



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Grundsätze der Kritik

Kames, Henry Home <Lord>

Leipzig, 1790

VD18 80108946

Dritter Abschnitt. Von der Schönheit der Sprache, die aus Aehnlichkeit zwischen Ton und Bedeutung entspringt.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-50508](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-50508)

die Sprache, vermittelst der Versetzung, vieler Schönheiten fähig ist, welche eine natürliche Stellung der Wörter gänzlich ausschließt. Aus diesen Prämissen fließt die richtige Folge, daß man sich die Versetzung nie erlauben darf, da ausgenommen, wo man eine Schönheit durch sie erreichen kann, die von einer höhern Art, als die Schönheit einer natürlichen Schreibart ist. (†) Man kann mit großer Zuversicht entscheiden, daß jede Versetzung, die von dieser Regel abweicht, hart und gezwungen scheinen, und jedem Leser von Geschmack mißfallen wird. Dieß sind die Gründe der Schönheit einer glücklich gebrauchten Versetzung; einer Schönheit, die es nicht für sich selbst, sondern mittelbar ist, sofern sie unzählbaren Verzierungen Raum giebt, welche in einer natürlichen Schreibart nicht Statt finden. Darin liegt die Stärke, der Schwung, die Harmonie, die glücklichen Schlußfälle gewisser Werke; darin endlich die mannichfaltigen Schönheiten in den Sprachen der alten Griechen und Römer, von denen wir in unsern neuern nur schwache Nachahmungen finden.

Dritter Abschnitt.

Von der Schönheit der Sprache, die aus der Aehnlichkeit zwischen Ton und Bedeutung entspringt.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Ton und der Bedeutung in gewissen Wörtern ist eine Schönheit, die kein Kunstrichter übersehen, gleichwohl aber auch

Keiner mit Richtigkeit untersucht hat. Vermuthlich hat man sich durch den Wahn täuschen lassen, als sey es nicht nöthig, dem Verstande eine Schönheit zu erklären, die sich dem Gefühle so leicht darbietet. Diesen Mangel zu ersetzen, will ich hier Beispiele der verschiedenen Aehnlichkeiten zwischen Ton und Bedeutung geben, wobey ich zugleich zu erforschen suchen werde, warum dergleichen Aehnlichkeiten schön sind. Ich mache den Anfang mit Beyspielen der vollständigsten Aehnlichkeit zwischen Ton und Bedeutung; und gehe von diesen zu andern fort, in welchen die Aehnlichkeit immer unvollständiger wird.

Da oft eine starke Aehnlichkeit zwischen verschiedenen Tönen ist, so darf es nicht befremden, daß man oft einen natürlichen Ton durch einen artificialen nachgeahmt findet.

Niemand kann über den Grund dieser Schönheit zweifelhaft seyn. Er liegt offenbar in der Nachahmung.

Doch darf man deshalb nicht für ausgemacht annehmen, als wäre irgend eine andere natürliche Aehnlichkeit zwischen Ton und Bedeutung vorhanden. Zwischen Ton und Bewegung, zwischen Ton und Empfindung ist offenbar nichts Aehnliches. Wir lassen uns hterin durch eine künstliche Aussprache leicht hintergehen. Eine und dieselbe Stelle kann in vielen verschiedenen Tönen, die entweder hoch oder niedrig, sanft oder rauh, munter oder melancholisch sind, ausgesprochen, und dadurch mit Empfindung oder dem Gedanken übereinstimmend gemacht wer-

den. Dergleichen Uebereinstimmung, die von einer künstlichen Aussprache abhängt, muß von derjenigen Uebereinstimmung zwischen Ton und Bedeutung unterschieden werden, die keiner Hülfe einer künstlichen Aussprache bedarf, um in gewissen Ausdrücken gefühlt zu werden. Diese letztere ist das Werk des Dichters; das Lob der ersten gebührt dem Vorleser. Ein anderer Umstand trägt noch mehr zur Täuschung bey. In der Sprache sind Ton und Bedeutung so genau mit einander verbunden, daß die Eigenschaften der letzten dem ersten leicht mitgetheilt werden. Obgleich die Bewegung des Großen, des Sanften, des Melancholischen, des Mitleids, bloß durch den Gedanken erregt wird, so wird dennoch die erregte Bewegung auch auf die Wörter übergetragen, welche durch dieses Mittel eine scheinbare Aehnlichkeit mit dem Gedanken bekommen, den sie ausdrücken. *) Ich empfehle diese Beobachtungen der Aufmerksamkeit des Lesers um so viel mehr, da die Materie von den Kunstrichtern bisher sehr unrichtig behandelt worden. Keiner unter ihnen unterscheidet die natürliche Aehnlichkeit, zwischen Ton und Bedeutung, von der künstlichen Aehnlichkeit, die wir igt beschrieben haben. Ich berufe mich besonders auf den Vida, der in einer sehr lan-

3 2

*) S. des zweyten Kapitels ersten Theil, den fünften Abschnitt.

gen Stelle sehr wenige Beyspiele giebt, die nicht von der letzten Art wären. *)

Daß eine Aehnlichkeit zwischen natürlichen und künstlichen Tönen möglich ist, bedarf keines Beweises; und daß sich dergleichen Aehnlichkeiten wirklich finden, deren sich Schriftsteller von Genie sehr glücklich bedient haben, erhellt aus den angeführten Beyspielen, und vielen andern, die wir noch anführen könnten. Allein wir dürfen auch kühn behaupten, daß man diese natürliche Aehnlichkeit nicht weiter treiben kann. Die Gegenstände verschiedner Sinnen sind so weit von einander unterschieden, daß sie jede Art von Aehnlichkeit ausschließen. Besonders hat der Ton, er mag artikulirt seyn oder nicht, auch nicht den geringsten Grad von Aehnlichkeit mit der Bewegung, dem Geruch, oder dem Geschmack; und eben so wenig kann er irgend einer innerlichen Empfindung oder Bewegung ähnlich seyn. So müssen wir also zugeben, daß man nichts, als natürliche Töne durch die artikulirten nachahmen kann? Ja, wenn man die Nachahmung in strengem Verstande nimmt, sofern sie etwas Aehnliches zwischen zwey Gegenständen einschließt. Gleichwohl wird man in manchen Stellen, die keinen natürlichen Ton beschreiben, eine besondre Uebereinstimmung zwischen dem Tone der Wörter und ihrer Bedeutung fühlen. Dieß ist eine Sache, welche die Erfahrung außer Zweifel

*) Im dritten Buche der Poetik, vom 365 = 454sten Vers.

setzt; es bleibt uns also nichts übrig, als die Ursache davon zu erforschen.

Ursachen, die einander ähnlich sind, können Wirkungen hervorbringen, die keine Aehnlichkeit haben; und Ursachen, die keine Aehnlichkeit haben, können ähnliche Wirkungen hervorbringen. Ein prächtiges Gebäude, zum Beyspiel, hat keinen Grad von Aehnlichkeit mit einer heldenmüthigen Handlung; und dennoch sind die Bewegungen, die durch beyde hervorgebracht werden, einander ähnlich und zusammenstimmend. Diese Aehnlichkeit fühlen wir noch mehr in einem Liede, wo die Melodie der Empfindung richtig angemessen ist. Zwischen Ton und Gedanken ist nichts Aehnliches; eine Bewegung aber, die von zärtlicher und pathetischer Musik erregt wird, ist derjenigen sehr ähnlich, welche die Klagen eines unglücklichen Liebhabers erregen. Wenn wir diese Beyspiele auf unsern jetzigen Gegenstand anwenden, so bemerken wir, daß selbst der Ton eines einzelnen Wortes, in gewissen Fällen, einen Eindruck macht, der demjenigen ähnlich ist, welchen die Sache macht, die durch das Wort bezeichnet wird; wie der ziehende Ton in den Wörtern, träg, langsam, und noch merklicher die geschwinde Aussprache der Wörter, Hurtigkeit, Hestigkeit. Stürmisches Wetter macht einen Eindruck, der demjenigen nicht unähnlich ist, den die rauhen Oberflächen gewisser Körper machen. Daher sagt man figurlich, rauhes Wetter, ein Ausdruck, der noch besonders wegen dem Verhältniß des Tons zu der Bedeutung angenehm

ist. Das Wort niedlich hingegen, das mit einer kleinen Oeffnung des Mundes ausgesprochen wird, hat einen schwachen und lieblichen Ton, dessen Eindruck demjenigen ähnlich ist, den ein kleiner angenehmer Gegenstand macht. Diese Aehnlichkeit der Wirkungen ist noch merklicher, wenn Wörter in gewisser Anzahl in eine Periode vereinigt werden. Wörter, die nach einander ausgesprochen werden, machen oft einen starken Eindruck durch den Ton; und stimmt dieser Eindruck mit demjenigen überein, den die Bedeutung macht, so bringt dieses ein besondres Vergnügen hervor. Der Gedanke oder die Empfindung wirkt eine ergötzende Bewegung; und der Ton oder die Melodie der Wörter eine andre ähnliche. Das größte Vergnügen aber entspringt daher, daß man in der Seele die beyden übereinstimmenden Bewegungen in eine vollkommene Harmonie vereinigt, und zu ihrem völligen Schlusse gebracht fühlt. *) Den einzigen Fall ausgenommen, wo natürliche Töne beschrieben werden, sind alle Beyspiele, welche die Kunststrichter von der Nachahmung der Bedeutung durch den Ton geben, nichts anders, als Aehnlichkeiten der Wirkung. Bewegungen, welche durch die Bedeutung und durch den Ton erregt werden, können einander ähnlich seyn; der Ton selbst aber kann keinem Dinge selbst ähnlich seyn, als einem andern Tone.

Ich schreite nunmehr zu besondern Fällen, und fange mit denen an, wo die Bewegungen die stärk-

*) S. das zweene Kapitel den vierten Theil.

ste Aehnlichkeit haben. Zuerst bemerke ich, daß durch eine Reihe Sylben, die nach einander ausgesprochen werden, oft eine Gemüthsbewegung erregt wird, die der Bewegung gewisser Körper äußerst ähnlich ist. Auch diejenigen, denen es an Geschmack fehlt, können sich durch die Beobachtung davon überzeugen, daß in allen Sprachen, sogar dasselbe Wort, das Wort Bewegung, für beyde gebraucht wird. Auf diese Weise kann eine fortdauernde Bewegung, wie Gehen, Laufen, Gallopiren, durch eine Folge kurzer oder langer Sylben, oder durch eine gehörige Mischung von beyden, nachgeahmt werden. Eine langsame Bewegung, zum Beyspiel, wird sehr gut in einem Verse nachgeahmt, in welchem die meisten Sylben lang sind; besonders, wenn man ihn langsam ausspricht:

Illi inter sese magna vi brachia tollunt.

— ein kalter, ängstlicher Schweiß läuft
Ueber sein Antlitz; das Herz schlägt langsam, dann
stehts, dann stirbt er.

Klopstocks Nies. 5ter Ges.

Schnelle Bewegung hingegen wird durch eine Reihe kurzer Sylben nachgeahmt:

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.

Oder:

Radit iter liquidum, celeres neque commovet alas.

Spornet die keuchenden Noß und enteilet dem nahen
Verderben!

Drittens: Ein Vers, der aus einsylbigen Wörtern besteht, macht durch seine vielen Pausen einen Eindruck von gleicher Art, als mühsame unterbrochne Bewegung.

Er sieht, und lauscht, und horcht, und wagt selbst
nicht den Hauch. —
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab.

Viertens: der Eindruck, den eine Folge rauher Töne macht, ist dem Eindruck einer rauhen lärmenden Bewegung ähnlich. So ist von der andern Seite der Eindruck sanfter Töne dem Eindruck einer gelinden Bewegung ähnlich.

Jene von wallendem Korn weit überfließenden
Auen.

— — Sie rauschen mit eisernem wilden Getöse
Ueber die Felsen, und frachen, und donnern, und
tödteten von ferne.

Fünftens: Eine verlängerte Bewegung wird in der ungleichen Versart durch einen längern Vers ausgedrückt, der auf einen kürzern folgt:

— — Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis, gebückt an seinem Stabe, schlich.

Sechstens: Eine Periode, die meist aus langen Sylben besteht, das ist, aus Sylben, die langsam ausgesprochen werden, wirkt eine Bewegung, die derjenigen einigermaßen ähnlich ist, die der Ernst und das Feyerliche hervorbringt.

Olli sedato respondet corde Latinus.

Siebentens: In einer melancholischen Gemüthsverfassung ist der Fortgang der Ideen langsam. Dieß ist er auch bey dem Lesen einer Periode, die aus vielſylbigen Wörtern zusammen geſetzt iſt, deren meiste Sylben lang ſind. Daher iſt die letztere, vermittelſt der Aehnlichkeit in den Bewegungen, eine Nachahmung der erſten. Wir haben ſchon oben ein Beyſpiel gegeben. *)

Achtens: Eine lange Sylbe, die kurz, oder eine kurze, die lang gebraucht wird, erregt durch die Schwierigkeit der ungewöhnlichen Ausſprache ein Gefühl von gleicher Art, als ſchwere Arbeit:

Was wühlt, von Roß und Mann bedeckt,
Sich winfelnd dort hervor?
Ach! ein zerriffner Leichnam ſtreckt
Arbeitend ſich empor.

Neuntens: Rauhe und harte Wörter, die ſich ſchwer ausſprechen laſſen, erregen eine Empfindung, die der Empfindung von ſaurer Arbeit ähnlich iſt, mit welcher ein geiſtloſer Schriftſteller ſeine Gedanken ans Licht bringt.

Luſt writes, to make his barrenels appear,
And ſtrains from hard • bound brains eight lines
a year,

3 5

*) S. den zweyten Theil, Kap. 17. S. 260.

Deß rauher Vers den Geist nicht speißt, die Ohren
quält — —

Der denket, wie der Dritte, und wie der Dritte spricht.
Siesete poetische Werke, S. 191.

Ich will mit einem Beispiele beschließen, welches unter allen bisher gegebenen sich besonders ausnimmt. Im ersten Abschnitt ist vom Klimax in den Tönen, und im zweyten vom Klimax in den Gedanken gehandelt worden. Zu gegenwärtiger Betrachtung gehört noch die Anmerkung, daß, wenn beyde sich in Einer Stelle mit einander vereinigen, der Leser bey dieser Uebereinstimmung des Tons mit der Bedeutung ein großes Vergnügen empfindet. Er fühlt nicht nur die Annehmlichkeit des doppelten Klimax, jede besonders betrachtet; ihre Uebereinstimmung, und die Bemerkung, wie richtig die Bedeutung durch den Ton nachgeahmt ist, giebt ihm noch überdieß ein neues Vergnügen. In dieser Rücksicht sind keine Perioden vollkommener, als diejenigen, die wir im ersten Abschnitt aus dem Cicero zu Beyspielen gegeben haben.

Die Uebereinstimmung zwischen Ton und Bedeutung ist nicht weniger angenehm in demjenigen, was man einen Antiklimax nennen könnte, wo man von dem Großen zu dem Kleinen fortrückt; denn da thut sie die Wirkung, daß sie kleinen Gegenständen noch ein kleineres Ansehn giebt. Man findet ein sprechendes Beyspiel im Horaz:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Die Stellung ist hier äußerst künstlich. Den ersten Platz nimmt das Verbum ein, das ansehnlichste Wort, sowohl seinem Ton als seiner Bedeutung nach. Der letzte Platz ist dem Worte vorbehalten, das, sowohl der Bedeutung als dem Tone nach, die kleinste Figur macht. Dabey darf nicht unbemerkt bleiben, daß der ähnliche Klang der beyden letzten Sylben dem ganzen Vers ein posierliches Ansehn giebt. *)

Indem ich die angeführten Beispiele wieder übersehe, kömmt es mir, wider alle Vermuthung, so vor, als stiege das Vergnügen allmählich in einem gleichen Fortgange, wenn man von den stärkern Aehnlichkeiten zu den schwächern fortgehe. Ich wiederhole die Probe einmahl nach dem andern, und finde beständig dasselbe, beständig das größte Vergnügen bey der schwächsten Aehnlichkeit. Wie ist dieß gleichwohl möglich? Muß nicht die stärkste Aehnlichkeit das größte Vergnügen geben, wenn das Vergnügen in der Nachahmung liegt? — Zum Glück zeigt sich ein Ausweg aus diesem verwirrenden Dilemma, wenn wir auf eine Erfahrung zurücksehen, die im Kapitel von der Aehnlichkeit und dem Contraste angezeigt worden. Diese war, daß

*) Hr. Voss hat in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Virgil vom Landbau (S. 27.) diesen Vers im Deutschen auf folgende Art nachzubilden versucht:

Wie der kreißende Berg sich aufbläht! Komm doch heraus, Mann!

die Aehnlichkeit dann allzeit das größte Vergnügen giebt, wenn man sie am wenigsten erwartet, und wenn die vornehmsten Beschaffenheiten der verglichenen Gegenstände weit von einander verschieden sind. Dieses wird nicht seltsam scheinen, wenn wir die Erfahrung an bekannten Fällen versuchen. Man fühlt nicht die geringste Verwunderung bey Bemerkung der vollkommensten Aehnlichkeit zwischen ein paar Eiern von demselben Thiere. Eine gleiche Aehnlichkeit ist zwischen zwey menschlichen Gesichtern weit seltner, und erregt daher eine gewisse Verwunderung. Aber diese Bewegung wird stärker, wenn wir in Marmor, Agat, u. d. g. etwas vollkommen Aehnliches mit einem Baum oder einem andern organisirten Körper finden. So bald wir nun diese Beobachtungen auf den gegenwärtigen Fall anwenden, können wir keinen Augenblick mehr in Ungewißheit seyn. Welche Verwunderung kann es verursachen, einen Ton dem andern ähnlich zu finden, wenn beyde von derselben Art sind? Nicht so gemein ist es, einen articulirten Ton einem natürlichen ähnlich zu finden; und daher giebt in diesem Falle die Nachahmung ein gewisses mittelmäßiges Vergnügen. Weit stärker aber wird das Vergnügen, wenn wir durch den Ton Dinge nachahmen, denen er in nichts sonst ähnlich ist, als in den Wirkungen, die auf die Seele gemacht werden.

Ich habe Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die Kunst des Vorlesers nicht wenig be trägt, die Aehnlichkeit zwischen Ton und Bedeutung vollständig zu machen. Die Kunst zu lesen kann daher

als ein Zweig gegenwärtiger Materie angesehen werden; und deshalb will ich diesen Abschnitt mit einigen Beobachtungen über diese Kunst beschließen.

Um eine richtige Idee vom Vorlesen zu geben, muß man es vom Singen unterscheiden. Dieses letztere rückt durch Noten fort, deren jede mit einer andern Oeffnung der Luströhre angestimmt wird. Die Noten, die eigentlich für das Lesen gehören, werden durch verschiedene Oeffnungen des Mundes angegeben, ohne die Oeffnung der Luströhre zu verändern. Dieses hindert gleichwohl nicht, daß man in der Rede nicht etwas vom Singen entlehnen könne, wie es zuweilen ein Mensch, im Ausdruck einer heftigen Leidenschaft, durch den bloßen Trieb der Natur thut.

Im Lesen sowohl als im Singen hat man eine Hauptnote, über welche die Stimme sich oft erhebt, um den Ton mit der Höhe des Subjekts übereinstimmend zu machen. In der Erhebung aber ist die Seele thätig. Um sie also in Ruhe zu bringen, muß sie zu der Hauptnote herab gebracht werden. Daher kömmt das Wort, eine Cadenz, oder ein Schlußfall.

Die einzige allgemeine Regel, die man dem Vorleser geben kann, ist diese, daß er die Wörter so ausspreche, daß sie den Dingen nachahmen, die sie bedeuten, oder deren Zeichen sie sind. Hat man ein hohes Subjekt auszudrücken, so muß man die Stimme über ihren gewöhnlichen Ton erheben; und Wörter, die eine niedergeschlagne Seele bezeichnen, müssen in einem tiefen Ton ausgesprochen werden.

Um eine ernsthafte und gewaltsame Leidenschaft auszudrücken, muß man die Wörter rauh und laut aussprechen. Eine freundliche und sanfte Leidenschaft hingegen muß man durch einen sanften und melodischen Ton nachahmen. In Drydens Ode Alexanders Fest, drückt die Zeile

fällt, fällt, fällt, *)

ein allmähliges Sinken der Seele aus, und wird daher von jedem Menschen von Geschmack, auch ohne gelehrte Erziehung, mit sinkender Stimme deklamirt. Ueberhaupt müssen Wörter, welche die größte Bedeutsamkeit haben, mit einem besondern Nachdruck ausgedrückt werden. Die Langsamkeit oder Geschwindigkeit in der Aussprache trägt auch viel bey, den Ton der Bedeutung ähnlich zu machen. Denn obgleich die Kürze und die Länge der Sylben, in ihrer Beziehung gegen einander, in Prosa gewissermaßen, und in Versen allezeit bestimmt ist; so bleibt uns doch bey dem Lesen ganzer Zeilen, oder ganzer Perioden zusammen genommen, die Freyheit, sie langsam oder hurtig zu lesen. Daher muß eine Periode, die etwas Feyerliches oder Nachdenkliches ausdrückt, langsam ausgesprochen werden. Eine Periode hingegen, welche irgend etwas munteres, lebhaftes, oder ungestümes ausdrückt, muß schnell ausgesprochen werden.

*) Siehe Ramlers meisterhafte Uebersetzung derselben in seinen Gedichten, S. 308.

Da die Kunst richtig und angenehm zu lesen, ihrer Bestimmung nach, den Ton zu einem Echo des Gedankens machen soll, so läßt sich kaum irgend sonst eine allgemeine Regel davon geben, als diejenige, die wir oben angezeigt haben. Diese Regel kann in der That in viele besondere Regeln und Beobachtungen zertheilt werden; diese aber gehören eigentlich nicht zu gegenwärtigem Unternehmen, weil sie nicht mit Worten erklärt werden können. Wir haben keine Wörter, die verschiedenen Grade des Hohen und Tiefen, des Lauten und Sanften, des Geschwinden und Langsamen, zu bezeichnen; und ehe diese Verschiedenheit zum Gegenstand eines ordentlichen Unterrichts gemacht werden können, muß man vorher Noten dazu erfunden haben, die denen ähnlich sind, deren man in der Musik sich bedient. Wir haben Ursache zu glauben, daß in Griechenland jede Tragödie mit dergleichen Noten versehen war, um die Aussprache bey der Vorstellung zu bestimmen. Die Neuern aber haben bisher noch nicht daran gedacht, die Kunst bis zu einer solchen Vollkommenheit zu treiben. Cicero zwar versucht es, *) ohne Hülfe der Noten, die verschiedenen Töne der Stimme, die dem Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften eigen sind, nach gewissen Regeln zu bestimmen; und man muß bekennen, daß er in diesem Versuche alles erschöpft hat, was die Sprache vermag. Zugleich aber muß jeder Leser von Ueberlegung wahrnehmen, daß diese

*) De orat. L. 3. C. 58.

Regeln, in Ansehung des Unterrichts, wenig helfen. Die Wörter selbst, die er braucht, sind fast unverständlich, wenn man nicht schon mit der Sache bekannt ist. Um etwas Abwechslung in die Untersuchung zu bringen, will ich mit einer flüchtigen Vergleichung des Singens mit dem Lesen beschließen. Bey dieser Vergleichung müssen wir folgende fünf Umstände, in Ansehung des artikulirten Tons, vor Augen behalten. 1) Ist er entweder sanft oder hart; 2) ein Ton oder eine Sylbe ist lang oder kurz; 3) wird hoch oder tief angestimmt; 4) wird sachte oder laut ausgesprochen, und endlich 5) wird eine Anzahl von Wörtern in einer Folge, die eine Periode, oder ein Glied einer Periode ausmachen, langsam oder geschwind ausgesprochen. Unter diesen fünf Umständen nehmen die beyden ersten keine Veränderung im Lesen an, indem der erste von den Buchstaben abhängt, und der zweyte durch die Gewohnheit bestimmt wird. Die drey letzten sind willkührlich, indem sie von dem Willen der Person abhängen, welche liest oder ausspricht; und in der künstlichen Anwendung derselben besteht vornehmlich das richtige Lesen. In Ansehung des ersten Umstandes hat die Musik offenbar den Vorzug; denn alle ihre Töne sind dem Ohr angenehm, welches nicht immer der Fall bey artikulirten Tönen ist. In Ansehung des zweyten, bekommt man durch die langen und kurzen Sylben eine große Mannichfaltigkeit von Sylbenmaassen; die aber lange nicht an die Mannichfaltigkeit reicht, die man in den vielfachen Verbindungen

Dungen

dungen der musikalischen Noten findet. In Ansehung der hohen und tiefen Töne ist die Aussprache noch viel weiter unter dem Singen: denn Dionys von Halicarnas *) bemerkt, daß wenn man die Vokale i und u, ohne die Oeffnung der Luftröhre zu verändern, ausspricht, die Stimme innerhalb drey Noten und einer halben eingeschränkt ist. Das Singen hat einen viel weitern Umfang. In Ansehung der beyden letzten Umstände aber hat die Aussprache so viel Vortheil, als das Singen.

In dieser Untersuchung haben wir blos die Schönheiten der Sprache vor Augen gehabt, die aus Wörtern entspringen, welche man in ihrem eigentlichen Verstande nimmt. Diejenigen Schönheiten, die sie als metaphorisch oder figurlich haben können, sollen im zwanzigsten Kapitel behandelt werden.

Vierter Abschnitt.

Von der Versifikation.

So viel Sprachlehrer auch schon die Musik des Verses behandelt haben, so verdient sie doch noch mehr Aufmerksamkeit, als bisher darauf verwendet worden. Der Gegenstand ist genau mit der menschlichen Natur verbunden, und läßt sich nicht vollkommen entwickeln, ohne verschiedne feine und delikate Gefühle zu Hülfe zu nehmen. Ehe wir die

*) De structura orationis, Sect. 2.